

TAGUNGEN DES INSTITUTS

Faschismus und Nationalsozialismus in Italien und Deutschland: Geschichtspolitische Debatten und Inszenierungen seit den Achtziger Jahren*

Erinnerung ist für Gesellschaften stets ein schmerzlicher und daher ungeliebter Prozess, und der Wunsch nach einer „Normalisierung“ oder „Aussöhnung“ beherrscht besonders an Gedenktagen die politische Rhetorik. Seit den 80er Jahren hat sich die Erinnerung an den Krieg in Deutschland wie auch in Italien gewandelt, weg von einer monolithischen und eher abstrakten Geschichtssicht hin zu einem differenzierteren Bild, das freilich auch anfälliger für manche Instrumentalisierung ist. Während sich das Gedenken in Deutschland in den 80er Jahren primär auf Schuld, Täterschaft und Holocaust zentriert hatte und man erst in den letzten Jahren vermehrt die deutschen Opfer des Krieges während Luftangriffen oder Flüchtlingstrecks in den Blick nahm, hat parallel dazu in Italien seit Ende der 80er Jahre eine Abkehr von der Geschichte der Widerstandsbewegung hin zu der Frage nach der Beteiligung Italiens am Krieg bis hin zu Kriegsverbrechen auf dem Balkan und in Nordafrika stattgefunden. Im Verlauf der gemeinsam vom Deutschen Historischen Institut und dem Istituto italiano di Studi Germanici vorbereiteten Konferenz in Rom wurde deutlich, dass die Frage nach einer angemessenen Erinnerung an die Diktaturerfahrung beide Länder und ihre Geschichtswissenschaft vor ähnliche Herausforderungen stellt.

Die Kriegserinnerung wird durch zwei Pole geformt: zum einen durch die historische Aufarbeitung der Vorgänge und deren Rezeption in Öffentlichkeit, Politik und Presse, zum anderen durch die Politik, die nicht selten die Formen der Erinnerung zielgerichtet steuert, um die nationale Identität zu formen. Im sogenannten „kulturellen Gedächtnis“ der Nation verschmelzen individuelle Erfahrungen und Erinnerungen zu einer „kollektiven Erinnerung“, die auf dem Konsens der Beteiligten beruht und einen Sinnrahmen schafft. Es war ein Anliegen der Tagung, der Frage nachzugehen, wie sich der gültige Sinnrahmen seit den achtziger Jahren gewandelt hat, welche Zäsuren und welche neuen Inhalte auszumachen sind. Vor allem aber, ob sich nach 1989 ein neuer Umgang mit der eigenen Geschichte abzeichnet, der durch eine „Normalisierung“ oder eine „Nationalisierung“ geprägt ist.

Normalisierungstendenzen lassen sich nicht zuletzt an den Medien ablesen. Die Präsentation öffentlicher Gedenkrituale und Mahnmaldebatten der letzten Jahre bewirkten eine

* Internationale Tagung vom 11.-12. Mai 2006 in der Villa Sciarra-Wurtz in Rom, veranstaltet vom Istituto Italiano di Studi Germanici, vom Deutschen Historischen Institut und der Friedrich Ebert Stiftung in Rom, unter Beteiligung des Centro per gli Studi Storici Italo-Germanici in Trento und des Istituto Italiano per gli Studi Filosofici in Neapel

Medienpräsenz von Kriegserinnerung, die neu war, im Sinne einer „aufmerksamen und identitätsstiftenden Erinnerung“ (Sabrow), die allen Bevölkerungsgruppen und erstmals auch ihrer Leidenswege gerecht zu werden versucht. Thematisch war die Tagung in vier Blöcke gegliedert: die Historikerdebatte seit den achtziger Jahren, der gesellschaftliche Schulddiskurs angesichts der Verbrechen der beiden diktatorischen Regime, die Rolle der Medien und zuletzt die politischen Implikationen einer Erinnerungskultur.

Einen Überblick über den langen deutschen Weg „Von der Vergangenheitspolitik zur Erinnerungskultur“ bot Martin Sabrow (Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam) gleich zu Anfang der Tagung und zusammen mit den Thesen von Filippo Focardi wurde er zum Referenzpunkt für alle anderen Beiträge. In seiner Studie zum Ort der Resistenza im italienischen kollektiven Gedächtnis hat Focardi nachgewiesen, dass die Bilder, die im Resistenza-Mythos transportiert wurden, für Italien identitätsprägend gewesen sind und in exkulpatorischer Absicht eng mit den Bildern, die man vom ehemaligen deutschen „Achsen“-Verbündeten geprägt hatte, verflochten waren. Eine Aufarbeitung der eigenen Anteile am Kriegsgeschehen fand vor dem Hintergrund des übermächtigen bösen deutschen Bruders dadurch über Jahrzehnte nicht statt. Eine Umkehr dieses Bildes, parallel zur neuen deutschen Opfererinnerung, hat dagegen in Italien verschiedene Gegenbewegungen gezeitigt, nicht zuletzt von politischer Seite. So intervenierte Regierungschef Berlusconi nach seinem (zweiten) Regierungsantritt 2001 mit einer eigenen Geschichtspolitik. Scheint die italienische Erinnerungslandschaft in etwa gleichwertige positive und negative Splitter zerklüftet, lebt die deutsche Kriegserinnerung, so Hans Woller (Institut für Zeitgeschichte, München) noch primär von einem Negativbild. Dennoch ist auch in Deutschland der Wandel erkennbar, ist man doch in den letzten Jahren von einer um Anerkennung der Schuld bemühten Erinnerungsarbeit durch umfangreiche Forschungen, Ausstellungen und Fernsehserien zu einer breiteren Darstellung des Nationalsozialismus gelangt, die inzwischen auch Raum lässt für einen Opferdiskurs um Luftkriegstote und Vertreibungsoffer. Die Medialisierung des Krieges ermöglichte es, das Geschehen in das kollektive Gedächtnis zu integrieren, was gesellschaftlich zu einer Entlastung von der Vergangenheit geführt hat.

Die italienischen Beiträge zur ersten Sektion beleuchteten vor allem die Tabuisierungen im universitären Geschichtsbetrieb. Enzo Collotti (Universität Florenz), der Doyen der kritischen Faschismus- wie auch der Resistenzaforschung, zeichnete verschiedene Ausprägungen eines italienischen „Historikerstreits“ in den letzten Jahrzehnten nach, mit besonderer Betonung auf den Kontroversen der letzten Jahre. Dabei betonte er, dass Italien, auf dem antifaschistischen Gründungsmythos aufbauend, eine Differenzierung der eigenen Anteile am Kriegsgeschehen,

Besatzungsterror und Kriegsverbrechen mit dem Segen der politischen Parteien jahrzehntelang vermieden habe. Erst in den letzten Jahren sei etwa der italienische Giftgaseinsatz in Afrika und das Thema der Verbrechen auf dem Balkan überhaupt von der Forschung angegangen worden. Dianella Gagliani (Universität Bologna) ging der Frage nach der Verwurzelung des italienischen Regimes in der Bevölkerung nach und wies darauf hin, dass erst Claudio Pavone mit seinen Thesen 1991 u.a. die Verbindung zwischen Faschismus und Resistenza aufgeworfen habe – fast 50 Jahre nach Kriegsende. Forschungskontroversen fänden in Italien jedoch nur ein geringes Echo in der Öffentlichkeit.

Dietmar Süss (Institut für Zeitgeschichte, München) fragte im Gegenzug nach dem vermeintlichen deutschen Tabu anhand der momentanen Debatte um den Luftkrieg und seine Opfer und wandte sich gegen Sebalds These von der Unfähigkeit der Geschichtswissenschaft, die Tiefen der Traumatisierung wirkungsvoll aufzuarbeiten. Vielmehr trügen gerade die neuen Publikationen wenig zur historischen Klarheit bei, da sie den Zusammenhang von „rassistischer Krisenbewältigung, volksgemeinschaftlicher Loyalität und Vernichtungskrieg eher vernebeln“ als aufklären. Die Dominanz der Opfer- und Verlustperspektive sei jedoch quotentauglicher als eine nüchterne Analyse, wie das im Februar dieses Jahres ausgestrahlte Doku-Drama „Dresden“ zu zeigen vermochte.

Die dem Diskurs über die Verbrechen der Diktaturen gewidmete zweite Sektion wurde von Thomas Schlemmer (Institut für Zeitgeschichte, München) mit einem Überblick über die Auseinandersetzungen um die Wehrmachtausstellung eröffnet, einer „Chronik des Skandals“. Die Auseinandersetzung habe jedoch vor allem gezeigt, dass sich Forschungsergebnisse nicht dauerhaft im kollektiven Gedächtnis der Öffentlichkeit verankern lassen. Brunello Mantelli (Universität Turin) fragte nach der Möglichkeit, auch die italienischen Verbrechen in einer Ausstellung zu thematisieren, kam jedoch zu dem Schluß, dass angesichts des inzwischen erreichten Forschungsstands zwar nicht die Ausstellung als solche, wohl aber eine, sich deren Inhalte aneignende lebhaftere öffentliche Debatte in Italien noch undenkbar seien, zumal der faschistische Krieg als „normaler Krieg“ und nicht als Vernichtungskrieg rezipiert werde.

Giorgio Fabre (Rom) rekonstruierte die Debatte, die in der italienischen Presse seit den achtziger Jahren zum Thema des italienischen Antisemitismus geführt wurde. Die aufsehenerregenden Zeitungsinterviews von Renzo De Felice im Corriere della Sera stellten eine deutliche Zäsur dar und seien einer italienischen Version des deutschen Historikerstreits gleichgekommen. Wurde die Forschung jahrelang von Übervätern wie Renzo De Felice dominiert, die mit ihrem Quellenverständnis nach heutigem Wissensstand auch

Fehleinschätzungen unterlagen, so habe die eigentliche Forschung weitgehend außerhalb des akademischen Bereichs stattgefunden, sich aber gesellschaftlich noch nicht durchsetzen können. Die antisemitische Politik des Faschismus und die entsprechende Durchdringung der italienischen Gesellschaft werfe die Frage nach einer italienischen Eigenmotivation bzw. einem italienischen Staatsantisemitismus auf, die von der Geschichtsforschung noch nicht genügend behandelt worden sei.

Zum einen liegt das daran, dass Kritik am „maestro“ De Felice undenkbar war, aber auch an politischem Kalkül, gab es doch Interesse an einem harmlosen Faschismus-Geschichtsbild. Denn gleichzeitig mit den Bekräftigungen der Nichtexistenz eines italienischen Staatsantisemitismus vollzog sich der Wiederaufstieg der postfaschistischen Partei MSI unter ihrem dynamischen Sekretär Gianfranco Fini, die sich nach dem Regierungsantritt Berlusconi 1994 schon bald darauf in „Alleanza Nazionale“ umbenannte, um alle gedanklichen Verbindungs-Taue zu kappen und die Regierungsbeteiligung zu flankieren. Unter dem Druck publizierter Forschungsergebnisse etwa von Michele Sarfatti, die eindeutig den faschistischen Antisemitismus und seinen weiten Rückhalt in allen Bevölkerungsschichten belegen konnten, kam es zwar zu Verdammungsritualen und politischen Floskeln – man denke nur an Finis Jerusalemreise 2003 und seinem Bedauern gegenüber der „mörderischen Judenpolitik des Faschismus“, aber zu keiner gesellschaftlichen Debatte. Statt sich der Kernfrage zu widmen, woher der Antisemitismus in Italien kam, den es schon vor den Rassegesetzen von 1938 gegeben hatte oder gar die Frage der Wiedergutmachung anzugehen, ließ die Regierung Berlusconi das Thema aus der Öffentlichkeit verschwinden. In Gedenkritualen widmete man sich viel lieber der Ehrung einzelner „Judenretter“, um das Bild des „guten Italieners“ weiter zu verbreiten.

Sybille Steinbacher (Universität Jena) betonte in ihrem Beitrag über den „Holocaust und die Historiker“ in Deutschland, daß eine ernsthafte Auseinandersetzung über die Shoah erst vergleichsweise spät eingesetzt habe, nachdem zunächst die wenigen überlebenden Opfer der Verfolgung selbst in Memoiren und Erlebnisschriften eine Reflexion versucht hatten. Die Thesen Ernst Noltes hätten auch deshalb zu einem derartigen Skandal geführt, weil man angesichts der Diskussion über eine Vergleichbarkeit des nationalsozialistischen Judenmordes mit dem stalinistischen Terror um den Gründungskonsens der deutschen Nachkriegsgesellschaft („Nie wieder Auschwitz“) fürchtete. Der „Historikerstreit“ machte jedoch die Verankerung dieses Konsenses in der Gesellschaft sichtbar, bevor der Publikumserfolg des Kinofilms „Schindlers Liste“ 1994 verdeutlichte, daß dieser Prozeß auch die breite Öffentlichkeit erfaßt hat.

Seit Ausstrahlung der Fernsehserie „Holocaust“ 1979 in Deutschland hat sich gezeigt, dass die Medien erheblich dazu beitragen, Forschungsergebnisse in die Öffentlichkeit zu tragen, und zwar in einer Weise, die es dem Zuschauer erlaubte, Einzelschicksale wahrzunehmen, Empathie zu zeigen und somit das Geschehen zu akzeptieren. Der Konsens über die Verurteilung des nationalsozialistischen Judenmords war danach gesellschaftlich unumkehrbar. Die dritte Sektion galt daher der Wechselwirkung zwischen Geschichtsforschung und Medien, gerade auch im Hinblick auf die boomenden Geschichtsserien im Fernsehen.

Giovanni Spagnoletti (Universität Rom) beschrieb die Auseinandersetzung des Kinos mit dem Faschismus und zeigte die Zäsur und die Normalisierungstendenz auf, die mit „La notte di San Lorenzo“ der Brüder Taviani 1981 eingeleitet wurde. Weder idealisierte Leidenschaft und Heldenmut wurden thematisiert, wie etwa in Rosselinis bereits 1945 entstandenem Meisterwerk „Roma Città aperta“, sondern es galt nunmehr, der Welt der kleinen Leute, die den Faschismus mitgetragen, und sich – ein sehr italienischer Begriff – mit ihm „arrangiert“ hatten, den (moralisierenden) Spiegel vorzuhalten. Eine Weiterentwicklung dieser Innenansicht von Geschichte stellt Roberto Benignis Film „La vita è bella“ von 1997 dar.

Der Germanist Matteo Galli (Universität Ferrara) bot dem Zuhörer am Beispiel der Konzeption und Rezeption der deutschen Fernsehserie „Heimat“ einen kenntnisreichen Blick auf die deutsche Befindlichkeit. So hat der Holocaust im deutschen Familiengedächtnis keinen Platz gefunden und wird von der Gesellschaft zwar akzeptiert, aber nicht verinnerlicht. Der römische Filmmacher Vito Zagarrio sprach anschließend über die Konzeptionen von historischen Fernsehserien und Zeitzeugenforen im italienischen Fernsehen und wies darauf hin, dass die Medien ein positives Bild des Faschismus am Leben erhalten, indem sie unkommentiert Wochenschau an Wochenschau reihen. Das Bedürfnis nach Normalisierung zeige sich dabei auch im Detail, etwa dem Casting in Serien und Filmen: so sei etwa Bruno Ganz als Hitler im Film „Der Untergang“ derart brillant, dass man als Zuschauer den Menschen Hitler zur Kenntnis nehmen musste, was dazu geführt habe, das mediale Erklärungsmuster von Hitler als Dämon zu hinterfragen.

Norbert Frei (Universität Jena) erläuterte die Begleiterscheinung des neuen Geschichtsbewusstseins anhand der Marktmacht von Geschichtsserien, ihre kommerziellen Motive fern jeder aufklärerischen Absicht und deren Folgen für das Geschichtsbild der Öffentlichkeit. Die jüngere Generation dürfte heute eine genauere Vorstellung von Hitler und seiner Elite haben als die Erlebnisgeneration, doch genau wie jene bekomme sie die Zusammenhänge nicht erklärt, sondern werde nur „emotionalisiert“, die Lust an der

historischen Erkenntnis werde systematisch nicht erfüllt. Der kompetente Aufstieg der Figur des „Zeitzeugen“, der den Experten in der Fernsehsendung ablöste, hat dabei das Gewicht weg vom Heldenkult hin zur Thematisierung des deutschen Leidens verschoben. Mario Isnenghi (Universität Venedig) sprach in seinem Kommentar denn auch sehr plastisch von einer „dolcificazione della storia“, im Sinne einer Verklebung der Geschichte durch pappige Details aus dem Alltagsleben. Dennoch wurde deutlich, dass eine Aufarbeitung der NS-Zeit in dieser Breitenwirkung ohne das Fernsehen gar nicht möglich gewesen wäre und somit dessen Wirkung deutlich über alles hinausgehe, was Bücher an Wirkungsmacht entfalten können.

Fragt man nach den Auslösern des geschichtspolitischen Perspektivenwechsels seit den 80er Jahren, kommt man um eine Analyse der tief greifenden politischen Umwälzungen nicht herum. In Deutschland stellt die Wiedervereinigung diese Zäsur dar, in Italien der Zusammenbruch des Parteiensystems, in dessen politischem Vakuum nach dem Zusammenbruch der etablierten Parteien ab 1994 Berlusconi mit seiner neu gegründeten Partei Fuß fassen konnte. Die Abschlusssektion beschäftigte sich mit den Implikationen der dargestellten Entwicklungen auf Literatur und Politik. Ursula Heukenkamp (Humboldt Universität Berlin) bot einen literaturwissenschaftlichen Blick auf die vergangenheitspolitischen Romane und Reden der letzten Jahre, von Martin Walsers als „geistiger Brandschatzung“ gescholtenen Rede zum 9. November 1998 bis hin zu Günther Grass' „Im Krebsgang“. Interessant war vor allem ihr Blick auf die Außenseiter bzw. Kritiker der „NS-Chroniken einer Jugend ohne Handlungsalternative“, wie etwa Elfriede Jelinek. Gianpasquale Santomassimo (Universität Siena) gab in seiner Analyse der Rolle der italienischen Presse zu bedenken, dass in Italien der Diskurs von vier überregionalen Tageszeitungen bestimmt werde, dabei aber oft übersehen werde, dass sich gerade in den kleinen Blättern Journalisten immer wieder gegen die unkritische Verherrlichung und Verkitschung der Resistenza gewandt hätten.

Christoph Cornelißen (Universität Kiel) stellte den Wandel des politischen Gedenkdiskurses in der Bundesrepublik als „Ergebnis konfliktreicher Aushandlungsprozesse“ zwischen politischen Eliten, Überlebenden sowie den Historikern dar, wobei gerade letztere zunehmend an Einfluß gewonnen haben. Zeichnete sich der Umgang mit der NS-Zeit und Kriegsvergangenheit bis in die 70er Jahre noch durch eine „Ent-Konkretisierung“ im politischen Gedenken aus, die vor allem sprachlichen Trost durch Vernebelung spendete (über Anspielungen auf das Leben in einer „dunklen Zeit“), stand der Gedenkdiskurs seit den 80er Jahren im Spannungsfeld eines Schuldbekenntnisses, das begleitet wurde von der

Konkretisierung von Täter- und Opfergruppen. Das Massenengagement von Geschichtsvereinen und Bürgergruppen hat in der Denkmalsbewegung und anderen lokalen Initiativen beträchtlichen Druck von unten erzeugt, der den Wandel hin zur differenzierteren Erinnerung deutlich machte und den Medien weiter verbreitet wurde. In Weizsäckers Rede vom 8. Mai 1985 und seiner Formel vom „Tag der Befreiung“ deutete sich die neue Narration an, wonach das Leid des Kriegsendes nicht persönliche Katastrophe, sondern Ausgangspunkt für die bessere Gegenwart sei: die Mythisierung des politischen Gedenkens hatte begonnen. Die dritte Phase seit den 90er Jahren, die noch andauere, subsumierte Cornelißen unter den Begriff der „Universalisierung“. Die Kritik an der normativen Auslegung des Weltkriegsgedenkens sei zu einem immer lauter werdenden Protest der Zeitzeugengeneration angeschwollen, die ihren Platz in der Leidens-Geschichte fordert und damit einen Trend zur stärker auf sich selbst ausgerichteten Gedenkkultur setzt. Mahnmalsdebatten und Literaturkritik, wie etwa um Grass' „Krebstanz“, sind Indizien für diese neue Innen-Ansicht, wie der überraschende Erfolg von Friedrichs Luftkriegsbuch „Der Brand“ und den erbitterten politischen Scharmützeln um ein Berliner „Zentrum gegen Vertreibungen“. Deutlich zeigt sich, dass historische Analyse weniger gefragt ist als die Botschaft des Gedenkens selbst. An Eckdaten des Gedenkkultes wie dem seit 1996 begangenen Auschwitz-Befreiungstag lässt sich ablesen, dass die universale politische Botschaft die einer zeitlosen Ermahnung zur Humanität ist, die vor der mächtigen Kulisse des Grauens im ehemaligen KZ fast formelhaft wiederholt wird und sich dadurch immer mehr vom historischen Kern des tatsächlichen Geschehens entfernt.

Filippo Focardi (Universität Padua) beschrieb für Italien einen „historischen Revisionismus“, der von den zwei Polen Kritik am Antifaschismus bzw. der Resistenza sowie wohlwollender Beurteilung der faschistischen Zeit in der Balance gehalten wird. Anknüpfend an Fabres Bemerkungen wies auch Focardi darauf hin, dass De Felices verharmlosende Sicht der Ära Mussolini von politischen Kräften bewusst gebraucht und in den Medien unter dem Stichwort „pacificazione“ („Versöhnung“, und dies auch mit den faschistischen Mitläufern und Salò-Milizionären) verbreitet werde. Der Salonfähigkeit oder De-Faschisierung des Faschismus sei so seit dem zweiten Amtsantritt Berlusconis ab 2001 eine Welle der Re-Faschisierung gefolgt. Zudem kam es unter der Regierung Berlusconi zu einer Zunahme von Gedenktagen, mithilfe derer an die Verbrechen des Kommunismus erinnert werden sollte: diese Tendenz ist vor allem erkennbar an der Debatte um die Ermordung von Italienern durch Tito-Partisanen in den istrischen Karsthöhlen („Foibe“). Doch dieser Revisionismus ist in Italien, so Focardi, keineswegs unwidersprochen geblieben: Repräsentanten des traditionellen Antifaschismus,

ihnen voran der ehemalige Staatspräsident Oskar Luigi Scalfaro, verlangten unter dem Schlagwort von der „ehrlichen Versöhnung“, die Verfolger sprachlich deutlich von den Verfolgten zu trennen. Auch haben die neu aufgenommenen Kriegsverbrecherprozesse seit Mitte der 90er Jahre gegen deutsche Offiziere dazu beigetragen, die Erinnerung an die Kriegsverbrechen und die Befreiungs-Leistung der Widerstandsbewegung neu zu positionieren. Dadurch kam es zwar zu einer Aufwertung der italienischen Opfer von deutschen Massakern und alliierten Bombenangriffen, doch erst zögerlich nimmt die italienische Gesellschaft in den Blick, dass eine universale Opfererinnerung auch die Opfer eigener Grausamkeiten einschließen müsste.

In der Abschlußdebatte stellte sich die Frage nach der Rolle der Historiker heute, an der Schnittstelle zwischen Forschung und Gedenkdiskurs. Der Kampf der Wissenschaftler um die Selbstverständlichkeit, die historischen Tatsachen im Mittelpunkt des Gedenkens zu belassen, wurde dabei als vordringlichstes Ziel benannt, wolle man nicht den Medien oder der Politik das Feld für ihre Zwecke überlassen. Stehen wir vor einer Gezeitenwende in der Geschichtspolitik, in der der Forscher eine diskursprägende Rolle übernehmen muß? Während die einen zur Beobachtung aufriefen, forderten die anderen direktes Engagement. Claudio Pavone appellierte in seinem Schlusswort an die versammelten Kollegen, sich nicht in die vermeintliche Sicherheit des Elfenbeinturms zurückzuziehen: alle seien „Forscher und Zeitzeugen zugleich“. Wie Jens Bisky parallel zum Tagungsbeginn in der Süddeutschen Zeitung geschrieben hat, wünscht die Gesellschaft eine Form des Gedenkens, bei der „der Einzelne an keiner Stelle überwältigt oder zum emotionalen Hackenschlagen aufgefordert“ wird. Die Erinnerung wird damit zur Gratwanderung zwischen der späten Würdigung erlittenen Leides und der Gefahr der Aufrechnung gegen anderes Unrecht. Die Geschichtswissenschaft ist somit aufgefordert, eine Balance zwischen historiographisch korrekter Erinnerung und ihrer öffentlichen Präsentation, die im Spannungsfeld von Emotionalisierung, politischer Instrumentalisierung und abwehrbereiter Sättigung der Adressaten liegt, zu finden.

Kerstin von Lingen